

*Ernst Strouhal*



**VIER  
SCHWESTERN**

---

**FERNES WIEN, FREMDE WELT**

---

**ZSOLNAY**

*Ernst Strouhal*



**VIER  
SCHWESTERN**

---

**FERNES WIEN, FREMDE WELT**

---

**ZSOLNAY**



# Über das Buch

Mit Verbindungen zu Karl Kraus und Elias Canetti: Ernst Strouhal erzählt eine große Wiener Familiengeschichte des 20. Jahrhunderts.

Gerda, Friedl, Ilse und Susanne waren die Töchter von »Benedikt-Sohn« und Enkelinnen von Moriz Benedikt, dem berühmten Herausgeber der mächtigen »Neuen Freien Presse«, gegen die Karl Kraus heftig polemisierte. In unmittelbarer Nachbarschaft der Benedikts lebte Elias Canetti, dessen Blicken die Töchter nicht entgingen und von denen er sich in den Salon einladen ließ. Der »Anschluss« machte dem privilegierten Dasein ein Ende, den vier Schwestern aber gelang die Flucht. Verstreut in alle Himmelsrichtungen, blieben sie einander über Emigration, Krieg, Nachkrieg hinweg verbunden. Ernst Strouhal erzählt von einem Stück unwiederbringlicher Kultur und gibt damit seiner eigenen Mutter und seinen drei Tanten eine Stimme.



Ernst Strouhal

Vier Schwestern  
Fernes Wien, fremde Welt

Paul Zsolnay Verlag

# Vorwort

Als Susanne, wenige Monate vor ihrem Tod, im Sommer 2014 Bordeaux besuchte, stieg sie im Hôtel des Quatre Sœurs (Hotel zu den Vier Schwestern) ab, ein Zufall gewiss, aber vielleicht auch nicht.

Susanne, geboren am 13. September 1923, ist die jüngste von vier Schwestern aus der Familie Benedikt. Gerda, die älteste, wird am 20. Juni 1915 geboren, Friedl folgt ein Jahr danach am 9. November 1916, Ilse am 14. August 1918.

Alle vier Schwestern sind in Wien aufgewachsen, als die Töchter von Irma und Ernst Benedikt. Der Vater war ab 1920 Chefredakteur und Herausgeber der *Neuen Freien Presse*, Nachfolger seines Vaters Moriz Benedikt, des wohl einflussreichsten und umstrittensten Journalisten der Donaumonarchie.

Ihre Heimat war das Haus der Familie in der Himmelstraße in Grinzing, der »Himmel 55«, wie Susanne in ihren Erinnerungen den Ort ihrer Kindheit am Fuße des Wienerwalds nennt. Das Haus wurde 1938 arisiert. Dass die vier Grinzinger Kinder jüdischer Herkunft waren, machten ihnen erst die Nazis klar. Alle vier mussten fliehen, um sich zu retten.

Ihre Flucht zwischen 1938 und 1939 erfolgte in unterschiedliche Richtungen: Susanne entkam gemeinsam mit den Eltern nach Stockholm, sie lebte danach in Paris,

Ilse floh nach Zürich, um zu studieren, Gerda emigrierte nach New York, Friedl nach London.

Alle vier wählten unterschiedliche Berufe — Schriftstellerin, Sozialarbeiterin, Journalistin, Ärztin —, alle vier hatten unterschiedliche politische Einstellungen und wählten höchst unterschiedliche Partner. Nur eine der Schwestern Benedikt kam nach dem Zweiten Weltkrieg nach Wien zurück, sie stritt über viele Jahre um die Restitution des Hauses der Familie.

Dieses Buch zeichnet die Lebensgeschichten der vier Schwestern Benedikt auf. Grundlage dafür waren vor allem Texte und Dokumente aus ihren Nachlässen, die ich in den letzten Jahren in Wien, Paris, Zürich und New York zusammengetragen habe. Es handelt sich um Ausweise, Publikationen, Zeichnungen, Fotografien, Zeugnisse und Tagebücher, vor allem aber um mehrere Tausend Briefe, die sie einander und an andere im Laufe von fast fünf Jahrzehnten geschrieben haben.

Die Briefe der Schwestern bilden ein Netzwerk aus Nachrichten, das zwischen den Städten aufgespannt wird. Die Nachrichten überschneiden sich mitunter zeitlich, mitunter widersprechen sie einander, doch momenthaft entstehen in den Briefen Bilder von den Lebensumständen der Schwestern in der Fremde: ihr Ringen um eine Existenz in fremden Ländern und Sprachen, ihre Lust und Neugier auf das Neue, ihre Furcht davor und zugleich ihre Sehnsucht nach einem Ende der »Schwesternlosigkeit« und nach dem »Himmel 55« in Wien.

In ihren Briefen und Erinnerungen wird ihre Kindheit in Wien beleuchtet, ihre turbulente Jugend in

großbürgerlichen, aber ungewöhnlichen Verhältnissen, die Vertreibung aus Wien, das Überleben im Krieg, sie erzählen schließlich über ihre Versuche, sich in den veränderten Lebenssituationen zurechtzufinden und eine Existenz in der Nachkriegszeit aufzubauen.

Die Briefe sind launig, versehen mit galligem Humor und unsentimentalem Witz, bisweilen verzweifelt und von brutaler Offenheit. Alle vier Schwestern verfügen über einen je eigenen Stil und sind selbstbewusste Briefstellerinnen, wenngleich nicht immer zuverlässige Erzählerinnen. Diese Lust am Schreiben verdanken sie zwei weiblichen Vorbildern aus ihrer Kindheit, einer hochgebildeten Großmutter und einer Tante, die als Übersetzerin arbeitete, allein lebte und reiste. Keine der vier Benedikt-Schwestern entspricht dabei dem Klischee der Frau im Exil: still an der Seite eines Mannes, sich aufopfernd für die Familie usw. usf. Ihre Briefe zeichnen ein gänzlich anderes Bild.

Nach 1938 trafen sie nie mehr zu viert zusammen, der familiäre Zusammenhalt verlagerte sich während und nach dem Krieg in die Briefe, und es gelingt ihnen, über das Medium Brief so etwas wie Familiarität in der Diaspora herzustellen. Briefe sind bekanntlich in vielerlei Hinsicht ambivalent: Sie sind mehr Monologe als Dialoge (man muss nicht fürchten, unterbrochen zu werden), sie schaffen durch die Schriftlichkeit des Mediums gleichermaßen Nähe wie Distanz. Vielleicht gelang es in diesem Fall, Nähe *durch* Distanz herzustellen.

Ergänzt wurden die Briefe durch viele Gespräche und Nachforschungen über die zeitgeschichtlichen Bezüge und



über die Orte, an denen sie in Schweden, Frankreich, England, in der Schweiz und den USA gelebt haben. Eine wichtige Quelle bildeten die Tagebücher von Elias Canetti und die Erinnerungen von Paul Steiner.

Ich habe mich bei der Darstellung auf Kommentare beschränkt, die das Verständnis der Briefe der vier Schwestern ermöglichen. Ziel war es, ihre Stimmen hörbar werden zu lassen, als Klang einer Kultur, die zwar vor Ort unwiederbringlich zerstört wurde, dessen Echo sich aber in verschiedene Richtungen fortsetzte und — wenn man es will — bis heute gehört werden kann. Es sind Spuren eines selbstbestimmten und aktiven Lebens.

Dass drei der vier Schwestern meine Tanten waren (und die vierte meine Mutter), erleichterte das Verständnis in vielerlei Hinsicht. Und erschwerte anderes.

*Ernst Strouhal*

# Inhalt

Vorwort

1 Himmel fünfundfünfzig

2 Der lange Schatten des Großvaters

3 Turbulenzen

4 Vertreibung und Flucht

5 Novemberpogrom

6 Krieg

7 »Es ist alles unbestimmt«

8 »Schreibt's, schreibt's, schreibt's!«

9 »Auch ich habe ein gutes Gedächtnis«

Nachtrag

Dank

Anmerkungen

Register

## Himmel fünfundfünfzig

Das letzte Foto, das die vier Schwestern gemeinsam zeigt, stammt aus den späten 1920er Jahren. Sie sind noch Kinder. Die Familie Benedikt ist im Wiener Atelier von Hermann Clemens Kosel um einen Tisch versammelt. Das Bild ist geschickt arrangiert, alle Personen sind miteinander verbunden. Die jüngste Tochter Susanne sitzt auf dem Schoß der Mutter Irma, die rechte Hand von Friedl liegt auf der Schulter der Mutter, neben ihr stehend Gerda, sie berührt sanft den Arm ihres Vaters Ernst. Der lächelt zufrieden, seine Hand greift wie zufällig nach der Hasenfigur auf dem Tisch, daneben steht ein kleiner Hahn; Tochter Ilse sitzt entspannt ganz rechts auf der Stuhllehne, den Arm auf der Schulter des Vaters. Auf dem Tisch liegt ein aufgeschlagenes Buch, um das die ganze Familie gruppiert ist.

Das Bild der adrett gekleideten Familie und der großbürgerlichen Idylle täuscht. Die *Neue Freie Presse*, die der Vater als Herausgeber und Chefredakteur leitete, steckte in der tiefsten Krise ihres Bestehens, und betrachtet man den skeptischen Blick der beiden älteren Töchter Friedl und Gerda und das etwas bemühte Lächeln der Mutter, lässt sich erahnen, dass das Zusammenleben in der Familie nicht so harmonisch war, wie es uns das Bild weismachen will. Susanne, die Jüngste, erinnerte sich an täglichen Streit, an den Vater, der wütend vom gemeinsamen Essen aufsprang und für Stunden in seiner Bibliothek verschwand, an Szenen

der Eifersucht, an Zank zwischen den Schwestern, an Schläge und wilde Raufereien.

Und dennoch: Blättert man in den Briefen, die sich die Schwestern über fünf Jahrzehnte aus der Fremde in die Fremde geschrieben haben, ist vom ersten bis zum letzten von Sehnsucht die Rede. Sehnsucht nach den »gemeinsamen Mittag- und Abendessen«, nach den Zeichnungen, die der Vater für die Kinder anfertigte, nach dem Kuchen der Frau Langbein, nach den Klaviersonaten, die am Flügel im großen Salon gespielt wurden. In London träume sie, schreibt Friedl 1941 an Ilse nach Zürich, von daheim, und zwar »unheimlich viel« vom Haus und vom Garten.

Gegen Ende der 1990er Jahre verfasst Susanne eine Reihe langer Briefe mit Erinnerungen über ihre Kindheit für ihre Tochter in Paris und ihren Neffen in New York; an die Tochter schreibt sie auf Deutsch, an ihren Neffen auf Englisch. Sie erzählt vom Garten, von den Korridoren, in denen gespielt wurde, vom Zimmer der Mutter, vom geliebten Kindermädchen (»Bambi«), von ihrer Angst und vom Glück ihrer Kindheit, das sie ein Leben lang begleitet hat. Die Erinnerung an das »Viermäderlhaus« verbindet die Schwestern miteinander. Nachdem sich die Schwestern 1938 auf der Flucht vor den Nazis trennen mussten, werden die Briefe das Medium seiner Beschwörung und seiner Rettung in der Erinnerung.



*Susi, Irma, Friedl, Gerda, Ernst und Ilse Benedikt, um 1927*

Ohne Hitler wäre das »Viermäderlhaus« (zum Unterschied von Schuberts »Dreimäderlhaus«) bestimmt und wahrscheinlich tragisch explodiert: Unsere unterschiedlichen Rivalitäten, Eifersüchteleien und Aggressivitäten waren tiefgehend und gross. Jede wollte die anderen wegzaubern können, um die Einzige, die Geliebteste, die Schönste, die Gescheiteste zu sein.

Aber dank unserer Familien-Diaspora — die Gerdl in New York, die Friedl in London, die Ilse in Zürich und die Eltern und ich in Stockholm — wurden wir wieder eine Familie. In den armseligen Resten eines nie sehr regen Briefwechsels mit den Schwestern lesen sich früher nie geäusserte Sorgen um mich und meine Zukunft. Grobe Grinzinger Schimpfwörter, wie »verfluchte Drecksau« oder

»blöde Gans« verwandelten sich in Schmeicheleien und nostalgisch-vertraute Liebesbeteuerungen.

Nach dem Krieg, also nach sechs, sieben Jahren von sehr verschiedenen Erfahrungen, die jede von uns schwesternlos durchstehen musste, war das Wiedersehen ein langersehntes Wunder, eine Freude, ein unendliches Glück. Aus den oft wuterfüllten Rivalinnen wurden wir vier beste Freundinnen. Vielleicht empfand ich die Freude des Wiederfindens noch stärker als »die Grossen«; ich war schliesslich ein Kind, als ich die Familie verlassen musste. In der Zwischenzeit wurde ich selber eine Erwachsene, eine »Grosse«.

Susanne ist mit ihrer Sehnsucht nicht allein. »Ach Gott«, schreibt die in ihren Briefen für gewöhnlich betont sachliche Ilse 1941 aus Zürich an die Mutter in Stockholm, »Ach Gott, du hast keine Ahnung, was ich für Sehnsucht habe, unterzukriechen, zu wissen, da bist du daheim.« Und Gerda gesteht kurz nach dem Zweiten Weltkrieg in einem Brief aus New York, wie sehr sie sich nach dem Ende der »Schwesternlosigkeit«, in die sie verbannt wurde, sehnt. »Mein Geliebtes, Blödes«, schreibt sie 1955 an Susanne in Paris, »du fehlst mir derartig, dass es zum Kotzen ist ...« Die »Schwesternsehnsucht« (Gerda), die alle vier in ihren Briefen teilen, und die Erinnerung an die Kindheit verbinden sich allerdings noch Jahrzehnte später bei Ilse mit einer »unbestimmten Angst, die mich an die Zeit erinnert, als wir noch in einem Zimmer geschlafen haben ...« Woher die Angst, welche Angst?

\*

Die Erinnerungen der Schwestern an Wien sind mit den Klängen und Gerüchen der Stadt, mit den Eltern und Freundinnen verbunden. Im Mittelpunkt steht jedoch die Erinnerung an einen realen Ort, das Haus der Familie in der Himmelstraße 55 im Wiener Vorort Grinzing. Einen der langen, späten Briefe für ihre Tochter titelt Susanne denn auch mit »Himmel fünfundfünfzig«:

Himmel fünfundfünfzig: Das Haus stand hoch auf der Himmelstrasse, so genannt, weil sie sehr steil war — noch immer ist. Es war damals fast das letzte Haus auf der linken Seite, umgeben von Weingärten. Ein anderes Haus war viel weiter oben, so weit, dass man es von uns aus gar nicht sehen konnte. Ein Gymnasiumlehrer wohnte dort mit seiner Familie. Wir hatten keinen Verkehr mit ihnen.

Zum Hauseingang gingen von der Himmelstrasse ein paar Stufen zu einem erhöhten Trottoir — Sand und Erde — und hinter unserem offenen Eisengitter gab es weitere Stufen in den sogenannten Vorgarten mit rechts und links eingezäunten Rosenbeeten — vielleicht wegen dem »von Rosen«<sup>\*1</sup> der Mutti. Auf alle Fälle waren die vielen und wirklich schönen Rosen die einzigen Blumen, um die sich die Mutti selber gekümmert hat, wenn sie mir nicht ein paar Schillinge gab, dafür dass ich ihr beim Unkrautjäten half.

Irma und Ernst Benedikt hatten die Villa in der Himmelstraße 55 im September 1917 von Andreas und Maria Bibza erworben und waren von der Wohnung in der Wohllebengasse 6 im heutigen vierten Bezirk hinaus nach Grinzing gezogen. Grinzing ist heute ein Nobelbezirk im

Nordwesten Wiens, damals war es noch Vorstadt. Erst 1890/92 war das Dorf am Fuß des Kahlenbergs Teil von Wien geworden. Das Ortsbild von Grinzing war von Weinhauerhäusern mit schattigen Höfen und alten Buschenschenken geprägt, seit dem Biedermeier war der Ort ein beliebtes Ausflugsziel, manche Mietgäste blieben »der guten Luft«, aber vor allem des Weines wegen über den ganzen Sommer. Die Fahrt mit dem Stellwagen von der Innenstadt hinaus nach Grinzing dauerte fast eine Stunde. Die Straßenbahnlinie 38, die vom Grinzinger Platz zum Schottentor führt, war erst zehn Jahre vor dem Einzug der Benedikts in Betrieb gegangen.

Ab der Jahrhundertwende siedelten sich in Grinzing viele Künstler, Ärzte und Industrielle an. Die alten Presshäuser wurden abgerissen oder umgestaltet und durch moderne Gründerzeithäuser ersetzt. Schräg gegenüber im Haus Himmelstraße 30 eröffnete Alois Delug, Professor an der Akademie der bildenden Künste, 1911 seine Malerakademie. Veza und Elias Canetti werden Mitte der 1930er Jahren hier eine Wohnung beziehen. Bergaufwärts führte die Himmelstraße entlang der Weingärten zum Schloss Bellevue »am Himmel«, das als Erholungsheim für Lungenkranke diente — es wurde in den 1950er Jahren abgerissen. Nur ein paar Häuser die Himmelstraße hinunter, auf Nummer 45, wohnten die Großeltern Moriz und Adele Benedikt in einer von Heinrich von Ferstel errichteten Villa. Auf ihrem Schulweg in die kaum fünf Minuten entfernte öffentliche Volksschule in der Mannagetttagasse kamen die Schwestern an der großelterlichen Villa vorbei.

Zur Himmelstraße 55 gehörte eine fast zweihundert Meter lange, tief in die Weingärten hineinragende Parzelle mit



Blick auf die Kaasgrabenkirche und Wien. Die Benedikts setzten das Haus instand und errichteten einen Zubau, später wurde der Garten durch den Ankauf des Nachbargrundstücks erweitert. Die Eltern teilten eine Leidenschaft: Sie nahmen täglich um die Mittagszeit »Luftbäder«. Sie turnen nackt hinter einem Verschlag im Garten, allerdings immer nacheinander, nie gemeinsam.

Der Garten war das Revier von Fedia, dem sibirischen Steppenhund der Familie, der die Amseln und Stare scheuchte und vor der gartenseitigen Tür wartete, bis die Kinder von der Schule kamen oder der Vater erwachte. Er durfte nur selten ins Haus.

Direkt hinter dem rechten Rosenbeet war ein enormer Fliederstrauch, unter dem der Fedia, mein Lieblingshund, sich ein Bett in die Erde gegraben hatte. Wenn ich wirklich einen Zufluchtsort brauchte, war ich bei ihm.

Sehr oft, besonders an Sonntagen, wenn viele Leute die Himmelstrasse hinauf zum Cobenzl spazierten, lag der fabelhaft schöne Fedia oben auf der Treppe, zwischen den Rosen, und liess sich bewundern. Er war gross, mit graublauem und dunkelgrauem langem Fell und einem sehr distinguierten, eher viereckigen Schädel und dichtem Schweif. Fedia war ein Sohn von Nickie, die eine Schwester war von Boris, der den Coudenhoves (Pan-Europa) gehörte. So viel ich weiss, ist Fedia nie gewaschen worden, und nur ich hab ihn ab und zu gekämmt. Er lebte im Garten, und die seltenen Male, wo er ins Haus kam, war das allererste, was er tat, sich vor den grossen Entréspiegel zu stellen und sich selber, so zu sagen, anzupischen.

\*

Die Familie des Vaters war wohlhabend. Großvater Moriz Benedikt war als Eigentümer der *Neuen Freien Presse*, als Börsenspekulant und als Wirtschaftsberater des Kaiserhauses geschäftlich sehr erfolgreich gewesen, 1910 betrug sein Jahreseinkommen mehr als 1,7 Millionen Kronen, es war damit eines der höchsten in der Monarchie. Auch wenn ein beträchtlicher Teil des Vermögens im Ersten Weltkrieg verloren ging — Benedikt hatte eine große Zahl von Kriegsanleihen gezeichnet — und die Auflage der *Presse* in den 1920er Jahren stark rückläufig war, verfügte der Haushalt in der Himmelstraße 55 über Kindermädchen, mehrere Hausangestellte und einen Chauffeur, ab 1934 wurde ein Privatsekretär, der junge Journalist Paul Steiner, angestellt, »für Papa«.

Das Haus war nicht elegant und, wie Steiner schreibt, »plan- und stillos« möbliert, doch es war weitläufig, mit vielen Nischen ausgestattet, die Anordnung der Zimmer war unübersichtlich und bot eine Vielzahl von Verstecken. Wie der Garten war es ein Dorado für Kinder. Vom gartenseitigen Vorzimmer führte eine Tür zur linken Hand in die Bibliothek, das Arbeitszimmer des Vaters, in dem er nicht gestört werden durfte, was dennoch häufig geschah.



*Irma und Ernst Benedikt mit Lieblingshund Fedia vor dem Haus Himmelstraße 55, Ende 1920er Jahre*

Die Bibliothek, vom Vorzimmer links durch eine gepolsterte Doppeltür, die der Papa also nicht zuknallen konnte, war [...] ein dunkler Raum mit übervollen Bücherkästen bis zum Plafond. Es gab zwei dunkelbraune, sehr bequeme Lederfauteuils und ein riesiges

dazugehöriges Sofa, was alles vor dem Fenster auf den Garten hin stand. Davor war ein runder niedriger Tisch mit einer türkischen Kupferplatte, auf der den Herren Kafé serviert wurde nach dem Essen. Alle möglichen anderen Fauteuils mit hohen Rückenlehnen standen herum um einen grossen, breiten Tisch, beladen mit Büchern und Zeitungen. Natürlich hatte Papa auch einen enormen Schreibtisch, voller Laden, die immer versperrt waren. Ich weiss das, weil ich regelmässig auf Kleingeldjagd bei ihm ging und die Groschen, die offen herumlagen, gestohlen hab, aber nie in eine Lade greifen konnte ...

Am Boden, neben dem Schreibtisch und auf dem Teppich, lag ein dunkles Bärenfell mit ausgestopftem Schädel — Gott weiss woher und warum. Das Sehenswerteste in der Bibliothek war ein ägyptischer Mumienkopf, den die Eltern vom [Schwager der Mutter] Alan Gardiner bekommen hatten. Es war ein Frauenkopf mit riesigen, dunkel umrahmten, traurigen Augen, nicht uralt, aus der Römerzeit. Er war unter einer Glaskuppel, die etliche Male zerschlagen und wieder ersetzt wurde. Schliesslich kam er mit nach Schweden und wurde vom Nationalmuseum in Stockholm gekauft. Um nicht sehr viel ...

Darüber hinaus gab es eine Kastenuhr, die alle zwei Wochen an der Vorderseite geöffnet und aufgezogen wurde, Figuren aus der Römerzeit, im Schreibtisch eine versperrte, jedoch vom Vater gerne geöffnete und vorgezeigte Kasette mit Autographen, darunter Briefe von Prinz Eugen, Bismarck, Hoover und Bernhard Shaw, Dokumente mit Siegeln und Wappen. Von der mehrere Tausend Bände umfassenden

Bibliothek schafften es nur Rabelais' *Gargantua und Pantagruel* und eine 15-bändige Goetheausgabe von der Himmelstraße nach Stockholm und zurück nach Wien.

Im Vorzimmer rechts lag die Gästegarderobe mit der Telefonanlage, geradeaus ging es zum kleinen und großen Salon.

Hinter den Rosenbeeten, geradeaus vom Tor, war unser Gästeentré, offen nur bei feierlichen Gelegenheiten. Er führte direkt in eine Garderobe, von der man, links, in den »grossen« Salon kam. Eine andere Tür führte in den Gang von der Speisekammer und dahinter in die Küche.

Auf der linken Seite vom Haus war die Gartentüre, vor der irgendeine kleine Steinstatue stand mitten in einem Blumenbeet. Durch diese Türe kam man direkt in das grosse Vorzimmer (dort wo der Fedia-Spiegel war) und rechts in den »kleinen« Salon, durch den »grossen« vom Speisezimmer getrennt. Dieser »kleine« Salon war mit weissen, Gustav-III. schwedischen Möbeln ausgestattet, ein Sofa, ein paar Fauteuils und Sessel und ein Tisch mit einer Marmorplatte. Es gab auch eine für mich faszinierende, natürlich verbotene, Glasvitrine, in der sechs oder sieben Tanagra-Tänzerinnen aufgehoben waren, mit zwei dänischen Porzellan-Figuren (von denen gibt es noch eine in Chaville) und eine Metall-Eule (auch in Chaville — die Tanagra wurden verkauft, wie's schlecht gegangen ist).

Ein Zwischengang hinter der Treppe führte zur Küche und zu den dunklen Wirtschaftsräumen, der Waschküche, dem Zimmer des Dienstmädchens und — ein bedeutsamer Ort in

der Erinnerung — der Speisekammer. Im großen Salon wurden die Gäste bei Gesellschaften empfangen, die Kinder wurden dann zum »Grüß-Gott-Knicksen« hereingerufen. Im großen Salon stand auch der Konzertflügel, auf dem der Vater gerne nächstens zur Entspannung spielte. Mitunter wurde Ilse davon wach, stand auf und durfte unter Anleitung des Vaters mit ihm üben. Gegessen wurde im kleinen Salon, dem Speisezimmer, neben der großen, hellen Küche, von wo aus serviert wurde. Ein kurzes Läuten mit einer kleinen Tischglocke, die von der Mutter bedient wurde, signalisierte das Ende eines Ganges. »Keine von uns«, schreibt Susanne in einem der Briefe an die Tochter, »wurde jemals angehalten, auch nur eine Gabel wegzuräumen oder ein Glas zu holen.« Die Glocke fand den Weg über Stockholm zurück nach Wien, geläutet wurde sie nur noch ein Mal im Jahr, zu Weihnachten bei offenem Fenster nach Abflug des Christkindes. Das Speisezimmer war Susannes Lieblingsraum, »für mich der schönste im Haus«:

Es war mit dunklem Holz getäfelt, und in einem Eck stand ein grosser grüner Kachelofen — nicht ganz so schön wie der weisse bei den Peschkes, aber immerhin nicht schlecht. Rechts und links waren Ofenbänke, auch aus grünem Porzellan, und die Ilse ist fast mehr dort gehockt als bei Tisch. Der Tisch war gross, oval und konnte bis zu 24 Leute sitzen. Er war immer sehr schön geputzt, so dass der Luster darüber sich gespiegelt hat. Rundherum waren Kommoden und mir damals enorm erscheinende Kästen für Geschirr, Gläser und Tischwäsche. Zwischen den zwei Fenstern zur Gartenseite war eine märchenhafte, geheimnisvolle Standuhr, auch dunkel, wie der Rest des

Raumes; ihre grossen Zeiger wiesen die Stunden zwischen auf- und untergehender Sonne, Mond und Sternen. Ausserdem wogte auf dem Uhrblatt noch ein Schiff mit neun aufgebauchten Segeln auf einem immer schäumenden Meer — faszinierend.

Leider sass ich aber — sobald ich überhaupt zum Speisezimmertisch zugelassen wurde, wie ich vielleicht 10 Jahre alt war — mit dem Rücken zu dieser Uhr. Die Sitzordnung war unabänderlich: der Papa auf der Tischseite, die zum »kleinen« Salon ging, die Mutti gegenüber, vor dem Kachelofen und der Tür zum »grossen« Salon. Links vom Papa die Gerda und dann die Ilse, rechts von der Mutti. Rechts vom Papa die Friedl und dann ich, links von der Mutti, gegenüber von der Ilse. Die Mutti war eigentlich wenig sekkant wegen Tischmanieren, obwohl sie es war, die uns für eventuelle Mahlzeiten im Buckingham Palace dressieren wollte. Nur an einem Punkt war sie streng: »Wo hast Du Deine Hand?«, wollte sie des öfteren wissen — als könnte die Hand unter der Tischoberfläche ganz grausliche, unnennbare Sachen tun. Das Komische daran war, dass, englischen table-manners nach, eine freie Hand gar nicht am Tisch, sondern im Schoss liegen soll.

Eine geschwungene Treppe mit schief eingesetzten Teppichschienen, die Falten machten, sodass man beim Hinunterlaufen leicht stürzen konnte, führte ins obere Geschoss. Zur linken Hand die Schlafzimmer der Kinder, gegenüber die Holzveranda, aus deren Fenster man bei Bedarf in den Garten klettern oder springen konnte, daneben ein Klavierzimmer mit einem weiteren Flügel. Hier

fanden neben dem Klavierunterricht auch die wöchentlichen Englischstunden statt. Der Unterricht erfolgte häufig im Mantel, das Zimmer wurde selten geheizt. Die Englischstunden waren für alle Kinder obligat, der Haushalt war anglophil. Tante Heddie, die Schwester der Mutter, hatte nach England geheiratet (den Ägyptologen Alan Gardiner, Sir Alan, eine gute Partie, wie man sagte, die Tante war nun selbst Lady), wichtige Geschäftspartner des Vaters und Großvaters kamen aus New York und London.

Ganz am Ende vom Gang, über dem Gäste-Eingang, also auf die Himmelstrasse zu, war das »Damenzimmer« für die Mutti und ihre Freundinnen. Jedes Mal, wenn die Tante Alin zu uns kam, wohnte sie da. Es war ein lieber Raum, mit hübschen Rokokomöbeln.

Daneben war noch das Klavierzimmer, in dem die Ilse und ich mit der Rosine Grasberger zwei Mal in der Woche Klavierstunden hatten. Die Rosine war sehr geduldig und lieb; sie besass einen grau-braunen Pelzmantel, den sie im Winter anbehielt, denn das Klavierzimmer wurde nur ganz selten geheizt.

In dem Klavierzimmer hatte ich auch Stunden mit der Mary Graham, einer Schottin, die mich auf Englisch lachen gelehrt hat. Sie kam mit Zeitungsausschnitten von den ersten Mickey Mouse Serien, die ich heiss liebte.

Später wurde ein Kamin zwischen dem Damen- und dem Klavierzimmer gemacht und die Mary Graham zeigte mir, wie man Zeitungspapier zusammenrollen kann, damit es fast wie Holz brennt.



Das Klavierzimmer wurde zeitweise vom Vater in Beschlag genommen. In den späten dreißiger Jahren wohnte Friedl nach ihrer Scheidung und Rückkehr in die Himmelstraße darin.

Neben dem »Damenzimmer« lag das größte Zimmer, das »riesige Elternschlafzimmer, in dem schliesslich die Mutti allein gehaust hat«.

Das Zimmer war in zwei Teile geteilt: zuerst die Tagesseite, mit Kasten, Schreibtisch, Sesseln und zu Weihnachten einen bis zur Decke reichenden Tannenbaum; anschliessend die Nachtseite, mit einem enormen, weissen Bett, Nachtkasterln auf jeder Seite, und davor ein Fauteuil, auf dem meistens entweder eine Katze oder ein Hund von der Mutti schlief. Auf dem Toilettentisch lag immer Schmuck herum und Kämmen und Bürsten und Haarnadeln und Puderboxen. Die Mutti gebrauchte Chanel Nummer Fünf, und der ganze Raum duftete davon.

Ich war die einzige von uns, die in diesem Bette geboren wurde, zum Unterschied von der Gerdl und Ilse, die im Krankenhaus zur Welt kamen, und von der Friedl, die im Taxi am Weg ins Krankenhaus geboren wurde. [...] Es war auch in diesem Bett, dass wir alle zum ersten Mal ein Konzert im Radio hörten. Es war bestimmt eine Geigensonate von Beethoven, gespielt von Bronislaw Huberman, der zu den Freunden der Eltern gehörte. Ich erinnere mich besonders an das empörte »Ruhe«-Zischen vom Papa, jedes Mal, wenn eine von uns die Position gewechselt hat, aber auch an die Andacht vor dieser Wunderschachtel, die die wunderbare Musik ins Haus brachte.

In der Mansarde unter dem Dach wohnten wahlweise eine weitere Hausangestellte, das Kindermädchen oder der Vater, wenn Klavierzimmer und Veranda belegt waren.

Direkt über der Bibliothek war die Veranda, gross, im Sommer viel zu heiss wegen den vielen Fenstern, aber irgendwie ein sehr ruhiger Ort. Unter den Fenstern waren Holzbänke, die man aufschlagen konnte so wie Bunkerbetten in einem Schiff. Ich schlief dort ein paar Monate nach einer Rippenfellentzündung, wie ich ungefähr 12 Jahre alt war, und weil die Mutti Zutraun hatte zur Heilkraft von Sonne und Licht; es gab also keine Vorhänge, was bei Vollmond und Gewitter eine fast mystische Einheit mit der Natur hervorrief.

Die Veranda hatte sonst einen grossen Bambustisch und ein paar Bambusfauteuils. Die Mutti versuchte Kaktusse zu züchten, und ich hatte einen eigenen Schrank für knickknacks, auf dem ein uraltes »Grammophon« stand. Es hatte Metallplatten mit kleinen Löchern, die man mit einem Hebel drehen musste — je schneller der Hebel, desto schneller die Musik. Wenn man langsam drehte, kam ein Katzenjammer heraus.

Von dieser Veranda sprang einmal die Gerda in den Garten, nur weil ein Bursch, ein Jausengast, es ihr vormachte und nicht glauben wollte, dass sie es sich auch trauen würde — ich war dabei und hatte schrecklich Angst.

Die Veranda war eine Art von Salon zu dem Zimmer, in dem die drei »Grossen« schliefen, bevor sie wirklich gross waren. Es war sehr geräumig und die Drei hatten mehr als

genug Platz für Polsterschlachten und Raufereien. Zwei Fenster nach Wien zu.

Später, nach 1934, wohnte der [Vater] Ernst in dem Raum; und nachdem damals schon seine Mutter gestorben war, hatte er ihren Flügel, auch Konzertformat, in seinem Zimmer.

Das nächste Zimmer war der offizielle »Kindersalon«, viel schäbiger, als sein Name vermuten liesse. Die Rottin-Möbel waren alt und nicht mehr sehr rein, in einer Ecke war ein riesiger Kasten voller Wäsche und alten Kleidern, und auf dem runden Tisch wurden die Kinder ausgefüttert.

Links gingen drei Stufen zu dem Zimmer, das mir lange gehörte. Wie alle unsere Schlafzimmerfenster ging auch meins in Richtung Wien, und ich erinnere mich noch an die Stadtlichter, die durch unsere Kastanienbäume glitzerten. Ich hatte ein Bett, einen »Toilett-Tisch« mit Spiegel und Laden, noch irgend ein Kasterl und eine Zimmerlinde. Hinter dem Bett war eine Doppeltür in den Gang, und meine ganze Schmutzwäsche war zwischen den Türen versteckt. Wie ich sehr klein war, teilte [das Kindermädchen] Bambi dieses Zimmer mit mir; ich hatte damals ein kleines Bett und wurde gezwungen, einen Nachmittagsschlaf zu machen. Nachdem ich das weder konnte noch wollte, verbrachte ich die Zeit damit, einen Tegel voller Vaseline aufzuessen — daraufhin brauchte ich keine Siesta mehr zu machen, die Bambi bekam ein anderes Zimmer, und von da an schlief ich allein.

Die Veranda, der Kindersalon und der stille, unbeachtete Ort auf den Stufen dahinter waren Susannes Refugium, ein Ort

des Spiels, der angenehmen Gerüche und des Kinderglücks.  
»Wie war das mit dem Glück?«, fragt sie:

Wie war das mit dem Glück? Das erste Glücksgefühl, an das ich mich erinnern kann, war in Grinzing, an einem Nachmittag, an dem das ganze Haus ungewöhnlich still und ruhig war. Die »drei Grossen« waren wahrscheinlich in der Schule — daher kein Geschrei, keine Schimpferei, kein Sekkieren. Die Bambi, mein Kindermädchen, war auch nicht in der Nähe. [...]

Ich sass auf den paar Stufen zwischen dem Kinderraum und meinem Zimmer und spielte mit einer Puppe — auch sehr ungewöhnlich; eigentlich habe ich Puppen nie besonders gemocht. Ich liebte meine zwei Teddybären, der eine war rot, der andere grün, und sonst nur unsere lebendigen Hunde und Katzen.

Die einzige Puppe, zu der ich eine Beziehung hatte, war sehr alt, schmutzig und teilweise zerrissen, mit Sägespan, der aus dem Hinterkopf quoll. Ich nannte sie Herr Knott, nach dem Gärtner von der Grossmama, der auch alt, dreckig und zerrissen war und ruhig Sägespäne statt Hirn hatte haben können.

Ich hatte Angst vor dem Herrn Knott: Er war immer schlecht gelaunt und murmelte bestimmt nur Unangenehmes, auch Unheimliches vor sich hin, vielleicht verfluchte er uns alle oder versuchte, uns in Flöhe oder Spinnen oder so irgendwas Scheussliches zu verzaubern. Ich hatte sehr Angst vor dem Herrn Knott und ging ihm so viel als möglich aus dem Weg.

Zu Hause, bei uns hingegen, konnte ich mich wehren und rächen an der Puppe Knott. Ich misshandelte sie

immer wieder, riss ihr noch ein paar Haare weg, kramte ihr noch weitere Sägespäne aus dem Kopf und haute mit ihr herum, um mich vor dem lebendigen Knott zu schützen. Wie die alten Japaner, die ihre Feinde als Puppen vernichteten.

Aber irgend jemand, wahrscheinlich die Bambi, stiess einmal auf die Puppe und war entsetzt, wie unappetitlich sie war. Gegen meinen Willen schmiss sie sie einfach weg. Jetzt musste ich allein gegen den Herrn Knott und seine Hexereien auskommen. Ich schaffte es schliesslich.

Ich erinnere mich nicht, mit welcher Puppe ich mich damals so glücklich fühlte, auf den Stufen zu meinem Zimmer. Ich hatte nicht viele Puppen, denn man wusste ja, dass ich sie nicht sehr mochte. Vielleicht war es die Krankenschwester-Puppe, von einer der besten Freundinnen von der Mutti, Chefin des Rudolfiner Krankenhauses. Sie war diejenige, die erzählte, dass Krankenhaus-Personal Unbekannten, die von der Rettung eingeliefert wurden, in das Bauchloch schauten: War es rein, wusste man, dass der Patient einer ziemlich guten Gesellschaftsschicht angehörte ...

Da sass ich also, auf den drei Stufen, und fühlte einen so tiefen Frieden, dass ich mich 80 Jahre später noch daran freuen kann.

\*

Der Tagesablauf in der Himmelstraße war wenig stabil. Der Vater war Chefredakteur der *Neuen Freien Presse*, er arbeitete gerne in der Nacht und ging erst in den Morgenstunden zu Bett. Fixe Essenszeiten gab es nicht, zumeist traf die Familie erst gegen Abend zusammen. Die

vier Schwestern blieben nach der Schule oft sich selber überlassen. In den Briefen über die Kindheit werden wilde Jagden durch das Haus und den Garten beschrieben, riskante Klettertouren über die Fassade und Erkundungstouren durch die Schubladen der Kommoden, auf der Suche nach verstreutem Kleingeld und nach anderen Dingen, die für Kinder von Interesse waren. »Stirdeln«, das Wort blieb allen geläufig, noch Jahrzehnte nachdem sie ins Englische, Französische oder Schwedische gewechselt hatten und nicht mehr wussten, in welcher Sprache sie geträumt hatten. »Stirdeln« blieb, genauso wie »brodeln«, »blödeln«, »urassen« und »fabelhaft«.

Es wurde viel gestritten im Himmel in Grinzing. »Frieden«, schreibt Susanne, »waltete selten in der Himmelstrasse.«

Entweder rauften sich die vier Töchter oder die Eltern miteinander. Jede Gelegenheit war gut genug für einen Krach: Die Gerdl fuhr die Friedl an, weil sie sich von einem ihrer Bewunderer küssen liess, Friedl — und Mutti — keiften mit der Ilse, weil sie sich ein Kleidungsstück von ihnen »ausgeborgt« hatte und es voller Flecken irgendwo liegen liess, die Mutti hatte jeden Tag einen Grund, um sich mit dem Papa laut zu streiten; und wenn nichts Besseres zu finden war, zogen alle gegen mich aus ...

Ich war ja auch die Jüngste, fünf Jahre jünger als Ilse, was viel ist für junge Kinder. Die drei »Grossen« verlangten andächtige Bewunderung und unbedingten Gehorsam von mir, samt einer immer wachen Bereitwilligkeit, ihnen alle möglichen Dienste zu leisten,